

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

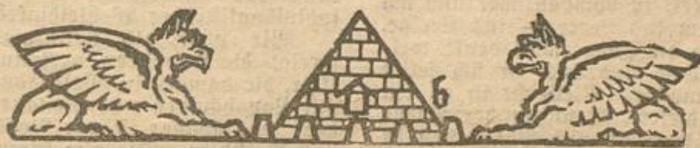
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1924

2.11.1924 (No. 44)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

13. Jahrg. No 44



2. Nov. 1924

Erich Brock / Empfindsame badische Privatgedanken auf einer Berufsreise.

Durch den Krieg hat Europa Rückschritte gemacht, auch in der Entwicklung zur Weltmüdigkeit. Vor dem Kriege konnte man kaum noch wagen, von einer Reise nach Spitzbergen oder gar Ägypten zu erzählen — heute finden wir wieder Schilderungen von deutschen und benachbarten Völkern in den Zeitungen, und wer etwa vom Leben über dem Rhein, im Ländchen, in welches sich damals von hier allsonntäglich Ausflügler-Scharen ergossen, eine tiefere Schilderung geben könnte, der fände Weltblätter zu seiner Verfügung. Man geht wieder in die schweizerische Schweiz und an die Ostsee, ohne Schamrot zu werden; überhaupt: wieviel einfacher ist das Leben in Völkern geworden! Man zeigt Bekannten seine Zweizimmerwohnung, ohne deshalb unter allgemeiner Verachtung zusammenzubrechen. Man heiratet „auf“ alte Möbel, und wird trotzdem noch zu den „besseren“ Leuten gerechnet. Man besucht sich zu einer Tasse Tee, und bringt es gleichwohl über sich, ohne das Gefühl einer geistigen Leere auseinander zu gehen.

So ist es auch mit dem Reisen. Das Nahe ist wieder fern geworden, und was jenes an äußerer Sensation verloren hat, ist ihm zuweilen an innerer Bereicherung zugewachsen. Man läßt sich nicht mehr so vom Baedeker gängeln und gerät vor den üblichen Kunst- und Naturdenkmälern, mögen sie auch unserem Alltag noch so fern liegen, in die vorgeschriebenen Gemüts-wallungen, sondern man lebt breiter und unbesangener. Nach langen und weiß Gott nicht leeren oder wirkungslosen Jahren wieder an Stätten kehrend, welche früher bei vorgezogenen Vorhängen und mehr oder minder Ullstein-Buch durchfahren wurden, bemerkt man nicht nur äußere Veränderungen, die Vorfagenes und meist Schmerzhaftes zu berichten wissen, sondern an früher Selbstverständlichem und in jeder Hinsicht „Aus-gesicherntem“ zeigt sich nun Unwisches und Bedeutsames die Fülle: Auch wir selbst sind andere geworden, durchgebrochen durch ein in unendlicher Problemlöslichkeit ersticktes Alltags-gerrölle zu einem tieferen, wenn auch meist minder bequemen und peinvolleren Leben.

Also einmal wieder nach Norddeutschland! Wir nähern uns der Elbe — und frösteln. Die freundlichen kultivierten Dörfer machen fahlen Ansammlungen von nüchternen Stein-flößen Platz, nackten Würfeln, welche auch vor der Gründerzeit nichts Schönes und Gesälliges an sich haben. Hier fehlt jede Stilüberlieferung, hier ist Kolonialboden; und auch was die Armut dieses Landes zugelassen hätte, blieb unterlassen. Eine innere Strenge verschmähte jede Ausbreitung und ge-nieserische Verkörperung, jedes Ausruhen im Neukeren. Diese Menschen lebten aus einem Punkt, aus der reinen Vernunft, dem autonomen Willen; da ist für jegliches sich ganz nach außen Geben und sich von da bereichert Zurücknehmen kein Raum. Sondern darin wird nur die davon untreunbare Schläffigkeit gewittert und abgelehnt. Dem nachsinnend, bemer-ten wir erst, wie uns in den letzten Jahren unsere norddeut-schen Brüder zur Legende geworden sind. Wir lesen zuweilen

schauernd von wildem Radikalismus, häufig beneidend von politischer Tatkraftigkeit, von nationalem Aufwachen in breiten und weiträumigen Dimensionen — und kamen uns in unserem in engeren Bezirken gemächlicher schwingenden Baden teils auf dem toten Geleise und im Notwendigen zurückgeblieben und verdummt vor, teils aber auch gesichert und gewärmt angelehnt dessen, was „hinten weit in der Türkei“ sich abspielte. In der Tat, die Regsamkeit, der Schwung, das selbstverhaftete Mit-leben, die breite Erfahrung und tiefe Aufgebrosenheit für das Politische auch im edeln Sinne ist in allen Kreisen eine ganz andere in Preußen, das muß jeder Unvoreingenommene ohne weiteres zugeben. Allein die Sache hat zwei Seiten — wir wollen, selbst aus Nord und Süd mehrfach gemischt, dies wie immer hier betonen, da gerade darauf die gegenseitige Er-gänzungsbedürftigkeit beruht, während allerdings in Wirklich-keit die verschiedenen Stämme meist nur ihren Gegensatz, nicht ihre gegenseitige Zusammenfügung zum Ganzen sehen. Die Bereitwilligkeit, allen Impulsen ohne Inzischleiben bis zum Äußersten zu entsprechen, leistet dem Radikalismus jeder Art Vorschub, während eine gewisse Passivität, die uns, wo es wirklich darauf ankommt, zur Verzweiflung bringt, anderer-seits Impulse milderer Ranges ohne Folgeleistung von selbst von sich ablaufen läßt. Der Norddeutsche, und der Berliner besonders (welchen man sich allerdings hüten muß, allzu typisch für jenen anzusehen) hat Tempo, Geschwindigkeit und Inten-sivität der geistigen Umsehung und Verknüpfung — vielfach ist sie allerdings nur Leichtfertigkeit, das Innere nach außen zu feh-ren, wodurch das Innere leidet; es wird frisch und unaus-gereift von seinem Grunde fortgerissen. Der Süddeutsche hat mehr Inzischverharren, mehr Widerstand gegen schnellfertige Verwertung — doch ist in seinem „Gemüt“, auf das er sich häufig viel zugute tut (und vom Norddeutschen tun läßt), oft ein gutes Maß schlichter Trägheit enthalten. Zunächst versteht dem in Süddeutschland Eingelebten dort oben die Ausdrucks-fähigkeit (sie ist beim Berliner zweifellos groß), die Ausdrucks-intensität und das Ausdrucksbedürfnis vollkommen den Atem. Diese Menschen können nicht schweigen. Die gleichgültigste Vornahme wird mit Reflexionen begleitet, welche zunächst in familiären Erörterungen, bei denen gewöhnlich 60 bis 70 Pro-zent der Gesellschaft auf einmal das Wort hat, die bevor-stehende Handlung umreißt, während dieser selbst sie allen etwa an ihren Sinnen Geschädigten beschreiben und darnach noch einen abschließenden Rückblick darauf geben. Das gilt besonders von dem kleinen Mittelstande. Nirgends wird man soviel Halbgebilde wie in Berlin treffen; die unteren Klassen drängen vermöge ihrer Regsamkeit und Fassungsgabe in das Geistige eine Strecke weit hinein, begnügen sich aber infolge ihrer intellektualistischen Einstellung mit einem Neukeren, das in dieser Vorläufigkeit unhaltbar dünkt. Eine lärmendere Lebensform als dieser Menschen gibt es nicht. Da sie nicht in ihrer Sphäre bleiben, sondern in einem heftigen und an sich

nicht unehrwürdigem Expansionsdrang in alle Bezirke eindringen, von welchen sie Wind erhalten, so können sie einem stellenweise das Leben schon sauer machen. Dabel ist es rührend, wieviel echtes, doch nie zu sich selbst gekommenes Suchen in diesen Menschen ist; wieviel Natursinn diese Großstädter zum Beispiel haben, wenn sie auch in der Natur jeden stilleren Naturfreund zum Massenmörder heranziehen können; wieviel sie von der materiellen und geistigen Ungewurzeltbeit ihres Daseins kennen und eine schöne, neidvolle, allerdings gleich doch wieder mit einer gewissen höhnischen Ueberlegenheit kontrastierte und ausgehändete Freude an allem Ruhigen, in sich Versinkenden, mit einem Wort Provinziellen haben.

Der Berliner Proletarier ist ganz anders. Er ist aus einem Guß, ein Typus von hoher formaler Schönheit. Er hat nichts vom trockenen verächtlichen Spießbürger, sondern besitzt einen Selbstgenuß, eine Auslebung geradezu künstlerischen Nanges; er gemahnt an gewisse Shakespeari'sche lustige Figuren in ihrem Schweben zwischen bestender Komödie und mittschwingendem welthaftem Ernst. Ein Droickenkuischer, der sein Pferd in langen, feierlichen Ansprachen apostrophiert, ein angetrunkenen Arbeiter, der sich über die politische Lage äußert, eine Marktfräulein, die mit zynischem Mutterwitz ihre Waren anpreist: sie meinen neben dem, was sie sagen — und meist sehr gut und plastisch sagen — noch etwas anderes, etwas mit darunter Gedektes, etwas Persönliches, nur auf sich selbst Zielendes: plötzlich löst sich der Gegenstand auf, zerfällt in Reflexion und der Redefrom bröckelt in bombastischer und sich selbst überschlagender Weise selbst ins Leere — ins Ewige, möchte man sagen, wenn man etwa an Dostojewski denkt, welcher allein dies eigentümlich Ziellose und doch in sich selbst Befakte adäquat zu gestalten vermochte. Vielleicht ist es ein gewisser slavischer Einfluß, der diesem Menschen der Ebene derart ein Stück vom Skeptiker, Ironiker und Phantasten in einem verleiht. Kurz und gut, dem Berliner Proletarier gilt unsere erklärte Liebe.

Und die Intellektuellen? Gewiß wird eine riesige Summe tüchtiger, angespanntester und wirksamster Arbeit in Berlin geleistet. Aber auch jener andere Typus fehlt nicht, welcher den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht; Menschen (von den reinen Snobs und Kaffeehäuslern abgesehen), die in ehrlicher Ueberhöhung des Tageskrans alle großen Sinnen aus dem Gesicht verlieren. Sie sitzen morgens miteinander zusammen, mittags treffen sie andere und abends konzerieren sie wiederum mit anderen. Jeder weiß etwas, hat etwas gehört und gesehen, jeder berichtet das Neueste und erzählt es das nächste Mal weiter. Man genießt schauernd den Reiz, an der Quelle zu sitzen, und glaubt, die Geschichte der Welt durch seine Finger ablesen zu können. Klubs, Salons und Zirkel aller Art machen in Politik und Kultur und retten auf ihre Art das Kapital. Und der Provinzialer bemerkt mit Staunen, daß mit ruhiger Sammlung auch bei mangelhafter Breite der Unternehmung mitunter mehr Einsicht in die Grundproportionen zu erlangen ist, als durch aufgeregtes Hinabstoßen auf jedes Bröckchen, das in der täglichen Suppe mit herumtreibt.

Es findet sich also in allen Schichten hier Gutes, viel Gutes, vielleicht wie allerwärts. Aber an Berlin selbst nicht viel. Es ist heute vielleicht eins der vollkommensten Stücke Barbarei, welches in Mitteleuropa anzutreffen sein dürfte. Wer etwa auf der Potsdamer Brücke steht und den Troß an sich vorbeirattern, fauchen und toben läßt, der zweifelt, falls er es nicht gewohnt ist, kaum noch, in ein Karrenhaus geraten zu sein. Wie in dem bekannten indischen Epos Bhagavad Gita der Held mitten im Kampfaetümmel von einer tiefen übersehenden Ruhe befallen wird und die Prinzipien aller Dinge gewahrt wird, so abstrahiert man einen Augenblick von all den tausend Einzelzwecken, welche die Menschen in wilder Hast durcheinanderjagen, und sieht das Ganze nur als eine in sich gleichartige Masse, die von demselben Geleis fortgepeitscht wird. Und geht man aus Berlin heraus, so kann man Kilometer wandern, ohne aus der nie abbreitenden Wagenburg von tobenden Benzingefährten herauszukommen.

Viele mögen vernünftige Zwecke mit diesen Verkehrsmitteln verbinden. Viele bedürfen ihrer als sozialer Attribute, da die gesellschaftliche Umschichtung, welche in Berlin besonders radikal ist, angesichts ihrer Erscheinung noch wenig überzeugt. Aber die meisten haben wohl bei der Raserei nur einen Zweck, den überreizten Nerven noch eine Spannung abzugewinnen, jeden kleinsten Zeitmoment über sich hinauszureißen, um sich nicht selbst zum Raube zu fallen, um über die innere Leere hinwegauszuringen, die immer mehr sich meldet. — Doch das sind Provinzialismen; Moralisieren ist hier ganz fehl am Platze, und auch gar nicht gerechtfertigt, denn die große Mehrzahl hat mit solchen tragischen Unterjungen wenig zu schaffen, sie schwimmt mit und weiß sich oben zu halten. Mancher allerdings mag unterinken; wer Hemmungen hat, wer lädiert ist und die Arme nicht frei hat, dessen Seele kann dies Tempo nicht durchhalten, er kommt innerlich unter die Räder und wird zertreten. Wen in dieser Umgebungs der nach allen Richtungen endlos und unorganisch getürmten Steinwüste, der aggregathaft und wurzellos fluktierenden Menschenmassen die große Verzweiflung anspringt, der alleit ab, von nichts um ihn her gehalten, und fällt lautlos ins Bodenlose. Aber vielleicht ist dies Berlin in seiner Brutalität eine ganz gute Schule; man muß Kraft und Gesundheit haben, äußerlich und innerlich, um da mitzuhalten — woher man sie hat und bewahrt, das ist Privatsache. Der Amerikanismus erweist sich in seiner steinharten Realistik als eine brutale Wiederherstellung des natürlichen Ausleseprinzips gegenüber moderner individualistischer Behelidigkeit.

Wir aber als hoffnungslose Provinzialen streben ins Freie; die Haselweiden, veröfentene Erinnerungen, winken. Die Ufer, die damals in Walddunkel schliefen, sind jetzt gesäumt mit Landhäusern und Restaurants, wo nicht, doch mit Badenden; das Wasser ist vor Booten kaum zu sehen. Wir nähern uns Potsdam. Die alte stimmungsvolle Glieder Holzbrücke ist verschwunden und noch kurz vor dem Kriege durch ein ungewöhnlich wilhelminisches Scheusal, Eisenkonstruktion mit echt gotischer Stilisierung, ersetzt worden. Aber Potsdam! Gottlob, diese Dase hält noch. Die verträumten Straßen mit ihren herrlichen, kultivierten Fassaden, meist italienische Renaissance, aber nicht aus stoffuragieriger Polierphantasie der Gründerjahre geboren, sondern alt, echt und gewachsen, einige Häuser nach der neuen freundlichen Mode bunt bemalt, die meisten, und gerade die besten, allerdings durch Ladeneinbauten im Großberliner Stil und mit schreienden Firmenschildern greulich zerstört. Dafür allerdings auch nicht die besten Straßenzüge so durch neuzeitliche Kästen im Jugendstil ruiniert, wie etwa bei uns in Freiburg. Das Ganze immer noch fast einheitlich und gut. Einige Denkmäler im Stil der ausachsenden Barbarenzeit, etwa von 1900. So z. B. ein unendlich feiner, gütig-milder Greis, recht unglücklich unter einem Gemälde von Genien und Siegesgöttern, auf ein riesiges Broncepferd hinaufgeleitet — natürlich, weil man Colleani und Gattamelata, diese Zentauren, doch auch beritten abschilberte, und wir doch so „iebildet“ sind. — Aber welche deutsche Stadt wäre davon verschont geblieben! Und hieran gingen die Kanonenfabriken vorbei! Denn jetzt ist's zu spät. Jede künstlerisch-menschliche Aktion zur Reinigung der Stadtbilder und des Volksempfindens würde eine Sag der blödesten antimonarchischen Instinkte entseffeln. — Die herrlichen Parks ersehen (mit demokratischen Tafeln, welche die Verbote ängstlich vermeiden, und nur an die Selbstbestimmung des Staatsbürgers, dem die Gärten ja gehören, appellieren), die Schlösser in ihrer undemokratischen Selbstherrlichkeit; alles noch getränkt von dem Geiste des Einzigen, in seiner menschenverachtenden Selbstzucht und schmal sich selbst gegönnten Kultur. Auch dies verfinstert und hinter Potsdam, endlich gereinigt von der Masse Mensch und seiner Dual — und Lust — diese ist fast noch schlimmer — öffnet sich ein Tor; da blauen die waldderahmten Seen in ihrer süßen, unendlich verunkelten Melancholie, ihrem tiefeinsamen Weisheitselbstsein — das ergreift und besenkt wohl auch den Süddeutschen, dessen Landschaft gleich seiner Art breiter und erschlossener ist.

Friedrich Weill / Aus den Erinnerungen eines alten Karlsruher's.

III.

Nicht nur über Altertum, auch über Mittelalter und Neuzeit wollte ich mich unterrichten; eine mir zum 10. Geburtstag geschenkte illustrierte Geschichte der Hohenstaufen (der Name des Autors ist mir entfallen) wurde eifrig studiert. Die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst fanden mich mit meinen Sympathien natürlich auf der kaiserlichen Seite, und die gewaltigen Gestalten Barbarossa und Friedrichs II. erfüllten mich mit hoher Bewunderung. Tief bedauerte ich das Schicksal des Besten aus dem großen Geschlechte, des jungen Konradin, der von dem grauenamen Karl von Anjou auf das Blutgerüst geschickt wurde. Und fast ebenso beklagenswert bedünkte mich das Los des Sohnes Kaiser Friedrichs, des jungen schönen Königs mit dem blonden Haar und den blauen Augen wie

ihn der Dichter befragt, jenes Enzo, den die Bürger von Bologna in offener Feldschlacht gefangen nahmen und bis zu seinem Tode in Haft hielten. Erst lange Jahre später, als ich in der „Stadt der schiefen Türme“ den gotischen Palazzo del Re Enzo mit den malerischen Zinnen sah, wo der Königssohn, der Sage nach durch die Liebe einer Bologneser Schönen getötet, residierte, da fand ich sein Schicksal weniger grausam, als meine jugendliche Phantasie es mir vorgetäuscht. Auch der Kampf der lombardischen Städte gegen den Kaiser, der um ihre Freiheit und Selbständigkeit ging, erschien mir später in ganz anderem Licht. Unverändert blieb aber mein Urteil über die Helden der Freiheitskriege von 1813 und 1815, die die Reaktionen später in „Befreiungskriege“ umtaufte. Von einem

uns besuchenden Verwandten war mir die Geschichte dieser großen Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft von einem gewissen *Diernastki*, in schwarz-rot-goldenem Einband und mit Illustrationen, geschenkt worden, ein vielleicht historisch wenig wertvolles, aber frisch und lebendig geschriebenes Werk. Theodor Körner, ein Sänger und ein Held zugleich, Bülow's wilde verwegene Jagd, das Genie Scharnhorst's, die Tapferkeit Gneisenau's, der feste Wagemut Blücher's — das war eine andere Kost, als die fade und trockene Lektüre des Cornelius Nepos, den wir in der Lateinstunde überleseten und dessen Biographien „berühmter Männer“ durch die grammatikalische Behandlung eines jeden Satzes nicht schmackhafter wurden.

Außer Schiller's und Hebel's Dichtungen kam mir auch eine Anthologie der neuen deutschen Lyrik in die Hände, und die näheren Umstände sind der Erzählung wert. In unserer Nachbarstadt bei der Firma Mand & Jungmann, meinen speziellen Freunden, war als Kommiss ein junger Dichter tätig, damals noch fast unbekannt, später mit Recht auch in weiten Kreisen geschätzt — er hieß Friedrich Gehler. In der „Gartenlaube“ las er in einem Aufsatz: „Ein Frühlingssgang nach Eisenheim“ eine auf Goethes Friedrike bezügliche Stelle, die lautete: „Ihr Grab in Meissenheim wird vergebens gesucht; kein Kreuz, kein Stein bezeichnet es.“ Da litt es den jungen Dichter nicht länger; auf einer Rekognoszierung nach dem drei Stunden entfernten Nieddorf Meissenheim fand er mit Hilfe des noch lebenden Totenräbers die Ruhestätte der Friedrike Brion, die bei ihrer Schwester, Goethes Olive, der Frau des Ortspfarrers, gelebt und 1813 verstorben war. Sofort stand sein Entschluß fest, der Jugendgeliebten Goethes für ein würdiges Denkmal zu sorgen und er fand hierfür einen willigen Helfer in dem damals ebenfalls in Laub lebenden rheinischen Dichter Hugo Delbermann. In einem Aufruf der beiden wurde um Geldspenden geworben, und mit den Beiträgen fast aller lebenden bedeutenderen deutschen Dichter, unter ihnen Ferd. Freiligrath, Georg Herwegh, Gottfr. Kindel, Ed. Griesebach, Viktor K. Scheffel, Herm. Lingg, F. Rodenbrg, Albert Traeger, ein Friederiken-Album herausgebracht, dessen Erlös dem Denkmalsfonds zufließt. Gehler war für den Vertrieb selbst bemüht; meinem Vater verkaufte und mir schenkte er je ein Exemplar und beide besitze ich noch heute. Das Ergebnis der Sammlung war so günstig, daß ein schöner Denkstein beschafft werden konnte. Er trägt außer dem Namen der Toten die Inschrift:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Aber auch die Zeitungen, die ins Haus kamen, wurden täglich und eifrig gelesen. Die „Gartenlaube“ brachte die Romane der Marlitt: „Goldelise“ und „Das Geheimnis der alten Mamsell“. Obwohl oder vielleicht weil mir das Lesen von Romanen verboten war, verschlang ich Helene Mand und ich, natürlich heimlich, diese ganz unschuldigen rühfamen Erzählungen mit von Nummer zu Nummer sich steigender Teilnahme. Das Schema all dieser und auch der folgenden Erzählungen der Marlitt und ihrer Nachahmerin E. Werner, war, daß sich Held und Heldin zuerst die Augen auskrägen und schließlich um den Hals fallen. Wir fanden es in unserem jugendlichen Unverständnis entzückend und teilten diese Auffassung übrigens mit unserer gesamten erwachsenen weiblichen Umwelt. Später habe ich auch darüber anders denken gelernt und über Oscar Blumenthals wichtiges Epigramm über die Marlitt herzlich gelacht. Es lautete bekanntlich:

„Sie ist das reinste Konterfei
Von phrasentrunkener Blaustrümpferei.
D wäre doch alles, was sie geschrieben,
Der alten Mamsell Geheimnis geblieben!“

Die „Gartenlaube“ brachte aber auch gute Erzählungen, wie die Kriminalnovellen von F. D. Lemme, früher Appellationsgerichtsrat in Münster, anno 8 Mitglied der preussischen Nationalversammlung und einer der Führer der äußersten Linken. Das genigte, um ihn im Jahre 1849 aus dem Amt zu jagen; in Basel aß er das traurige Brot der Verbannung. Dann war da Friedrich Spielhagen, damals ein gefeierter Autor, heute fast vergessen, der die 48er Zeit in den „Problematischen Naturen“ und „Die von Hohenstein“ plastisch schilderte. Viele bekannte 48er waren ständige Mitarbeiter, wie der Naturforscher A. E. Rothmüller, ein Freund Lassalles, der geniale Architekt Gottfried Semper, damals Professor in Zürich, die Historiker Johannes Scherr und Gustav Naich, die Dichter Wischer, Freiligrath, Robert Prus, Herwegh u. a. Dadurch wurde ich mit der 48er Bewegung vertraut und mit regem Interesse für jene kaum 20 Jahre zurückliegende Epoche erfüllt. Meine politische Weisheit schöpfte ich allerdings zunächst aus der „Badischen Landeszeitung“, dem damals weitläufig verbreitetsten Blatt des Landes und dem Hauptorgan der Liberalen. Deren Führer, die Abgeordneten Kiefer, Eshard und Bluntz, standen um jene Zeit in einem zwar mehr persönlichen als politischen Gegensatz zu dem gemäßigt liberalen Ministerium Follv-v. Freybock-Elshütter. Follv hatte bei dessen Bildung nach dem Tode Karl Maich's die liberalen Parlamentarier übergegangen und seine Mitarbeiter dem unpolitisch gerichteten höheren Beamtentum

entnommen. Dieser Zwist, in dem die „Landeszeitung“ heftig gegen das Ministerium polemisierte, wurde für die Liberalen verhängnisvoll. Bei den Wahlen zum Zollparlament im Frühjahr 1868, den ersten, die unter der Herrschaft des allgemeinen und geheimen Wahlrechts stattfanden, siegten sie wider alles Erwarten von den 14 Wahlkreisen nur in 8, in den übrigen 6 wurden teils Großdeutsch-Klerikale, teils Großdeutsche und ein Konservativer gewählt. In Laub unterlag Kiefer seinem großdeutschen gesinnten Gegner Roschirt (später Zentrumsabgeordneter zum Reichs- und Landtag) mit ca. 7000 gegen 9000 Stimmen. Der Bezirk Laub hatte zwar eine große Mehrheit für Kiefer gebracht, aber die ganz katholischen Bezirke Wolfach und Eitenheim hatten diese mehr als ausgeglichen. Die dem lauen Verhalten der Regierung zugeschriebene Niederlage vermehrte die Verstimmung im liberalen Lager, und gegen Ende des Jahres fand sie in einer völligen Loslösung von derselben auf einer Versammlung in Offenburg ihren offiziellen Ausdruck. Das Ministerium quittierte dieses Mißtrauensvotum mit der Versetzung des Ministerialrats Kiefer zur Direktion der Verkehrsanstalten. Kiefer war nicht der Mann, eine solche Maßregelung ruhig hinzunehmen; er forderte seine Entlassung aus dem Staatsdienst und wurde Advokat, bis der oben bald einsetzende günstige Wind ihn als Oberstaatsanwalt nach Mannheim brachte. Die großdeutsche-Klerikale Partei, durch ihren Erfolg bei den Zollparlamentwahlen und das Zerwürfnis zwischen Ministerium und der liberalen Partei ermutigt, hatte sich inzwischen als „Kathol. Volkspartei“ unter Führung von Lender, Baumstark und Jakob Lindau neu organisiert und den Feldzug für die Wahlen zum Landtag, in dem sie bisher nur vier Siege besaß, mit einem durchaus demokratischen Programm eröffnet: Einführung des allgemeinen und direkten Landtagswahlrechts, Trennung von Staat und Kirche, Freiheit der Kirche in der Ordnung ihrer Angelegenheiten, insbesondere bezüglich der Verwaltung ihres Vermögens, Verminderung des stehenden Heeres, Herabsetzung der Dienstzeit, größere Sparsamkeit im Staatshaushalt, gerechtere Verteilung der Steuern waren ihre Hauptpostulate. Da geschah es, daß zum erstenmal seit 1849 die eigentlichen Demokraten, meist alte 48er, an ihrer Spitze die Rechtsanwälte H. v. Feder und Eller in Mannheim, unter ihnen auch Jakob Beneden von Oberweiler, der Vater des späteren demokratischen Abgeordneten, und die Brüder Mittlermaier in Heidelberg, sich sammelten und einen eigenen Wahlaufsatz erließen, der sich in den meisten Forderungen mit denen der „Kathol. Volkspartei“ deckte. Sie waren bisher mit den Liberalen gegangen, aber die Sezession des rechten Flügels der preussischen Fortschrittspartei zur neugebildeten nationalliberalen Partei, die Betonung des unitarischen Standpunktes unter Führung Preußens, auch eine gewisse kulturkämpferische Neigung, die sich allgemach im liberalen Lager hervorwagte — das waren wohl die Hauptgründe für das selbständige demokratische Vorgehen. Ein Organ fand die neue Partei in dem in Mannheim erscheinenden, von F. Schneider verlegten „Mannheimer Anzeiger“, der heutigen „Neuen Bad. Landeszeitung“. Hierdurch beunruhigt, näherten sich die Liberalen wieder der Regierung, um deren Unterstützung im Wahlkampf nicht zu verlieren. Auch sie erklärten sich übrigens — im Gegensatz zu ihren Nachfolgern in den 80er und 90er Jahren — durchaus für das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht zum Landtag. Es wurde auch in der Zweiten Kammer mit großer Mehrheit angenommen, aber die Erste Kammer strich das direkte Wahlverfahren und es blieb bei der Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner.

In Laub selbst merkte man zwar von Klerikalen und Demokraten wenig, wenigstens traten sie nicht öffentlich hervor, und die 50jährige Verfassungsfeier auf dem Schutterlindenberg vereinte ohnehin die gesamte Bürgerschaft. Allerdings wurde auch hier ein Organ der Katholischen Volkspartei „Der Vote für Stadt und Land“ von Förderer ins Leben gerufen und in dem Hause, wo wir wohnten, bei Chr. Schömpferlen gedruckt; in der Stadt hatte es nur wenige Leser, aber im katholischen Schuttertal und in den Nachbarbezirken Eitenheim und Offenburg fand es Eingang.

Weihnachten 1868 hatte ich übrigens auch die zweibändige Weltgeschichte von Georg Weber (Heidelberg) geschenkt erhalten. Es war eines der wenigen Geschichtswerke, die die neueste Zeit, von 1815 bis zur Gegenwart, behandelten. Auch der 68er Krieg war noch eingehend dargestellt. Einen besonders breiten Raum nahmen die deutschen Verfassungskämpfe von 1817 bis 1850 darin ein. Das Buch, das von den Historikern jedenfalls nicht sehr geschätzt wurde, fesselte mich so, daß ich oft in der Nacht aufstand und bei der Unschlittlerze — die Petroleumlampe wagte ich nicht anzuzünden — stundenlang darin las. Diese Lektüre ist die Grundlage für meine ziemlich genaue Kenntnis der Geschichte des deutschen Liberalismus geworden. Die Tendenz Weber's war übrigens nichts weniger als demokratisch, er war ein Rechtsliberaler und stand in seinen Anschauungen dem Heidelberger Historiker Häuser nahe, dessen Bedeutung er aber nicht entfernt erreichte.

Anareat durch Lemme's Erzählungen, die Himmelhoch über den heutigen Detektivromanen standen, vertiefte

ich mich auch in die Berichte, die die Landeszeitung von allen Schwurgerichten des Landes brachte — es war das erste, allerdings noch embryonale juristische Interesse. Den äußeren Anlaß dazu bot jedenfalls ein fürchtbares Verbrechen, das sich nicht allzuweit von Lahr zugetragen. Ein Freiburger Fabrikant namens Mathis, der auch in Lahr Verwandte und Freunde besaß, war in der Nähe von Bad Aurogast, wo er als Kurgast weilte, von zwei Handwerksburschen menschlings niedergeschossen und seiner Brieftasche und Uhr beraubt worden. Letztere wurde den Tätern zum Verderben. Bei dem Versuch, sie in Strassburg zu verurtheilen, wurden sie dort kurz darauf verhaftet, lezten bald ein Geständnis ab und wurden in der Folge vom Schwurgericht Offenburg zum Tode verurteilt. Bis dahin hatte Großherzog Friedrich kein Todesurteil befähigt und auch in diesem besonders schweren Falle wurden die Täter begnadigt. Sie lebten noch Jahrzehnte im Zuchthaus und einer erlangte nach etwa 30 Jahren die Freiheit wieder. Seit Beccaria und Voltaire waren die Liberalen und Demokraten Gegner der Todesstrafe, der Hinrichtung eines Verbrechens zur Sühne begangenen Unrechts, und die Mehrheit des norddeutschen Reichstags hatte im Frühjahr 1870 für die Abschaffung der Todesstrafe gestimmt und sich schließlich nur durch den Widerstand Bismarcks, um das Zustandekommen eines einheitlichen norddeutschen Strafrechts nicht zu gefährden, für ihre Beibehaltung entschieden. Dies bedeutete für mehrere deutsche Bundesstaaten, wie Bremen, Oldenburg, Sachsen, wo die Todesstrafe bereits abgeschafft war, einen Rückschritt. Praktisch war der Zustand in Baden von 1852 bis 1880 die zwar nicht rechtliche, aber tatsächliche Aufhebung dieser Straftat. In diesen 28 Jahren ließ Großherzog Friedrich kein Todesurteil vollstrecken.

Daß ich bei dieser vielseitigen Zersplitterung in der Schule mittam, war ein Wunder. Gutes Gedächtnis und Aufmerksamkeit im Unterricht halfen mir über den häufigen Mangel an gründlicher Vorbereitung fast immer hinweg. Erst im vierten Schuljahr, in Unterquarta, wurde die Sache durch die neuen Fächer, Griechisch und vor allem Algebra und Geometrie, schwieriger. Ich war von Anfang an stets der jüngste Schüler in der Klasse und blieb es auch bis zum Abiturium. Mein Vater hatte mich schon mit acht Jahren ins Gymnasium eintreten lassen. Dies war ein Fehler. Ich besaß kaum die geistige, jedenfalls nicht die körperliche Reife für meine Klasse. Meine Mitschüler waren ein bis zwei, und die vom Lande gar

drei und noch mehr Jahre älter als ich. Daher war ich der Kleinste und Schwächste und wurde dementsprechend behandelt. Mein Selbstgefühl litt sehr darunter und leider zeigte sich auch bald in den Mathematikstunden, daß mir jede Beaubung und Neigung für dieses Fach fehlte. Ich habe mich mangels einer ordentlichen Grundlage davon nie erholt, bin aber trotzdem in den vorgeschriebenen neun Jahren aus Ziel gekommen.

Vor Weihnachten 1869 überraschte mich der Vater mit der Mitteilung, daß dies das letzte Weihnachtsfest in Lahr sein werde; er habe sich entschlossen, nach Karlsruhe überzusiedeln. Maßgebend war für ihn jedenfalls, daß er dieser übermäßigen Arbeit, insbesondere der aufreibenden Landpraxis, auf die Dauer gesundheitlich nicht gewachsen war, daß er mittlerweise genug Erfahrungen und Ansehen gewonnen hatte, um auch vor größeren Anprüchen zu bestehen, und last not least, das hohe Alter des Großvaters, der fast 80 Jahre zählte und infolge körperlicher Gebrechen die Reise zu uns nicht mehr unternehmen konnte, aber den begreiflichen Wunsch hatte, die wenigen Jahre vor seinem Ende den Sohn in seiner Nähe zu wissen.

Meinen Eltern, besonders meiner Mutter, war der Entschluß, Lahr zu verlassen, sehr schwer geworden. Sie lebten in einfachen, aber angenehmen Verhältnissen, waren überall wohl gelitten; die Praxis und damit das Einkommen des Vaters hatten sich von Jahr zu Jahr vergrößert; er war der geachtete Arzt in Stadt und Umgegend geworden und es war doch eine ungewisse Zukunft, der man entgegenzuing; ein paar magere Jahre waren jedenfalls mit Sicherheit zu erwarten. Ich selbst war tiefunzufrieden, fast untröstlich; ich fürchtete, in der „Großstadt Karlsruhe“ niemals heimisch zu werden.

Gewissenhaft und streng gegen sich, wie der Vater war, entschloß er sich auf den Rat des ihm nahestehenden Professors R u k m a u l in Freiburg, vor seiner Niederlassung in Karlsruhe einige Monate nochmals in Wien die dortigen Kliniken und Krankenhäuser zu besuchen. Mit Rukmaul's Empfehlung an deren Leiter verziehen, reiste er bereits Anfang Januar 1870 dahin ab. Er hinterließ in Lahr ein gutes Andenken.

Mutter und Tante hatten den Umzug zu besorgen, der etwa Mitte April erfolgte. Ich selbst fuhr, Tränen mit Mühe verbergend, am 1. April hierher, um beim Onkel angemeldet zu werden. Der Vater kehrte erst Anfangs Mai von Wien zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mar Fischer / Die Wilhelmshöhe bei Wiesloch.

Nicht die allbekannte, weitberühmte Wilhelmshöhe bei Kassel, sondern die bescheidene, nur wenig bekannte bei der Stadt Wiesloch ist hier gemeint. Sie trägt ihren Namen nicht, wie so viele nach dem Kriege von 1870/71 und nach der Errichtung des Kaiserreichs entstandenen Orte, Aussichtspunkte usw. nach Kaiser Wilhelm dem I. oder dem II., auch nicht, was bei uns in Baden auf zu verstehen wäre, nach Prinz Wilhelm von Baden, dem Bruder Großherzogs Friedrich I., dem Führer einer der badischen Brigaden im Kriege 1870/71. Und doch heißt unsere Wilhelmshöhe nach einem badischen Fürstensohne und zwar nach einem unseres verstorbenen Großherzogs und des eben genannten Prinzen Wilhelm, einem Zeitgenossen Kaiser Wilhelms I. Es ist der Markgraf Wilhelm von Baden und Hochberg, der zweitälteste Sohn des Markgrafen und späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden aus dessen zweiter Ehe mit der Reichsgräfin Luise Karoline von Hochberg; er ist geboren den 8. April 1792 in Karlsruhe, gestorben den 11. Oktober 1859. Der Prinz ist besonders bekannt geworden als der tapfere jugendliche Anführer der badischen Truppen in den napoleonischen Kriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Hauptächlich tat er sich im russischen Feldzuge von 1812/13, und hier wieder vor allem beim Rückzuge und beim Kampf um die Beresina hervor, wo er, der 21jährige Brigadeführer, die Nachhutgefechte gegen die übermächtigen Russen zum Schutze der rückfliehenden großen Armee mit größter Bravour durchführte. Unter großen Strapazen und eigener Lebensgefahr konnte er sich damals nur mit wenigen Getreuen in die Heimat retten. Später vertrat er auf dem Wiener Kongress die Interessen des Hauses Baden. Auch hier als Staatsmann wie vorher als Heerführer war er gleich erfolgreich tätig. Seine „Denkwürdigkeiten“, deren ersten Band (1792—1818) Geheimrat Dr. Objer im Jahre 1906 herausgegeben hat, sind geschichtlich und menschlich äußerst interessant. Der Markgraf war seit 1830 verheiratet mit Prinzessin Elisabeth von Württemberg und wohnte in Karlsruhe im Markgräflichen Palais am Rondellplatz. Wegen seiner Kriegstaten wie auch wegen seiner Friedensverdienste war er ein allgemein geachteter und beliebter Mann. Er blieb Kommandeur der badischen Truppen auch in Friedenszeiten, wurde Präsident der badischen Ersten Kammer, wie auch Präsident des badischen landwirtschaftlichen Vereins. Der Markgraf, der selbst in fast allen badischen Landestellen, so z. B. in Rotenfels im Murgtal, Saalem im Seefreis und Zwingenberg am Neckar begütert war, erwies sich als ein eifriger Förderer

der Landwirtschaft, insbesondere des Weinbaues, wobei er sich hauptsächlich um die Einführung und Kultur des damals in Baden noch wenig bekannten Rotweins verdient machte. Er bereiste vielfach das badische Land und hielt landwirtschaftliche Versammlungen und Weinnusterungen ab.

In Wiesloch und Umgegend weilte der Prinz häufig gerade auch zur Förderung des Weinbaues, wobei er sich mit einem Wieslocher Bäcker, nämlich dem Apotheker, Dekonomie- und Weingutsbesitzer Johann Philipp Bronner zusammenfand. Dieser hatte vielfach dieselben Interessen wie der Markgraf und ging eifrig auf dessen Anregungen ein. Auf den Vorschlag des Markgrafen unternahm Herr Bronner auch eine Reise nach Süd-Frankreich zum Studium des dortigen Weinbaues und insbesondere der Bereitung des Rotweins. Daran schlossen sich zum gleichen Zweck Reisen in andere Weinländer: Oesterreich, Tirol, Ungarn, Steiermark, Italien und die französische Schweiz an. Seine reichen Erfahrungen sammelte Bronner in einem lehrreichen Buche: „Der Weinbau und die Weinbereitung an der Bergstraße, im Bruchrain bis Durlach und Forstheim“ (Verlag von Winter in Heidelberg 1842).

Damit kommen wir auch zur Entstehungsgeschichte der Wilhelmshöhe bei Wiesloch, die gerade in dem Bronner'schen Buche ausführlich behandelt wird.

Auf der Häßel, später Hessel genannten Gegend, nördlich von Wiesloch bis an die Rucklocher Grenze und östlich von der Landstraße von Wiesloch nach Heidelberg, erhebt sich ein leichter Hügel („vor Wald“), der ganz gegen das sogenannte belgische Berawerk vor der Gemarkungsgrenze Ruckloch wieder abfällt; er teilt sich in die untere (an Wiesloch anstoßend), mittlere und obere Hessel, deren höchster Punkt am Berawerk der „Wartbühl“ (vielleicht aus Römerzeiten) hieß, mit weiter schöner Aussicht über die Rheinebene auf Speyer und die oberrheinischen Gebirgszüge, nördlich auf Heidelberg und die Bergstraße, nach Süden auf die Kraichgauhügellänge und an den Abhängen entlang bis zu den Murgtalbergen.

Auf diesem Punkte der oberen Hessel samt Wartbühl befand sich früher eine gänzlich unkultivierte Gegend, die allerdings botanisch und mineralogisch hochinteressant war. Es gab da eine besondere Flora (Ordnisse) und außerdem seltene Erze, wie Galmei, Bleiglantz, aber auch Petrefakte, Nummuniten usw. Der Boden war überaus wechsig, von tiefen Gruben und Gängen früherer Bergbauarbeiten durchsetzt. Bild des Gestrüpp, Waldbüschel und einige kleine Forstpartien

waren der einzige Bewuchs. Diese wilde Gegend wurde im Jahre 1836 und den folgenden Jahren mit vieler Mühe von den Wieslocher Bürgern unter Anleitung Bronners urbar gemacht, abgeholzt und zu Weinbergen mit neuen edeln Sorten angelegt.

Auf dem höchsten und schönsten Punkte dieser Gegend wurde sodann nach Beendigung der Arbeiten eine kleine Bauanlage mit einem Gedenkstein geschaffen, die nun zu Ehren des Markgrafen Wilhelm von Baden, als des Hauptförderers der badischen Weinkultur, „Wilhelmshöhe“ genannt wurde. Auf einer kleinen Anhöhe, durch die ein nord-südlicher Spazierweg, parallel der Landstraße nach Heidelberg, mitten hindurchführt, sind im Kreise (von etwa 8 Meter Durchmesser) sieben Linden gepflanzt worden und in der Mitte erhebt sich das 25 Meter hohe prunklose Denkmal aus Rotandstein in Form einer schlanken, vierkantigen Säule mit niederem Sockel und Kapital, die die Inschrift „Wilhelmshöhe 1838“ trägt. Die Einweihung erfolgte am 28. Mai 1838. Damit nicht genug, wurde ein Jahr später, am 2. Juni 1839, ein großes Volksfest auf der Wilhelmshöhe abgehalten mit reichem Programm, das wir der Merkwürdigkeit halber hier folgen lassen. Der Prinz selbst war dabei nicht anwesend, erhielt aber Bericht von der Feier.

Programm zu dem Volksfeste
welches

Sonntag, den 2. Juni 1839, als Erinnerung der im Jahre 1838
gechehenen Einweihung

der sogenannten
Wilhelmshöhe

zu Ehren

Sr. Hoh. des Herrn Markgrafen Wilhelm v. Baden
in Wiesloch
gefeiert wird.

- 1) Das Fest wird Abends vorher durch Abfeuern der Böller angekündigt.
- 2) Den 2. Juni, am frühen Morgen, wird durch das abermalige Abfeuern der Böller und durch die Stadt-Musikbände mit der Tag-Reveille der festliche Tag begrüßt.
- 3) Nach beendigtem Gottesdienste beider Confessionen versammeln sich auf dem hiesigen Rathause alle Mitglieder des Wieslocher landwirtschaftlichen Bezirks-Vereins, welcher somit seine jährliche General-Versammlung hält, wozu Jedermann Zutritt hat.
- 4) Nach Beendigung derselben geht der Zug vom Rathause aus nach der Wilhelmshöhe in folgender Ordnung:

- a. die Musik;
- b. weiß gekleidete Kinder;
- c. der Winzerzug, wie derselbe bei dem großen landwirtschaftlichen Feste in Karlsruhe 1838 vorangestellt wurde;
- d. der große und kleine Bürger-Ausschuß, der Gemeinderath, die Mitglieder des Groß. Bezirksamtes und die Mitglieder des landwirtschaftlichen Bezirksvereins, so wie alle jene Bürger, die sich dem Zuge anschließen wollen.

- 5) Hierauf wird auf dem schön gezeigten Festplatze, bei den verschiedenen Gastgebern, offene Tafel gehalten, wobei musikalische Unterhaltung.
- 6) Nach geendigter Tafel beginnen verschiedene Volksspiele, als: Baumklettern, Haspelsteigen, Wassertragen zc. zc.
- 7) Für die Herren Schützenliebhaber werden die hiesigen Schützen ein Gabenchießen veranstalten, welches mit dem 1. Juni d. J., Morgens 8 Uhr, seinen Anfang nimmt, am 2. Nachmittags fortgesetzt und Abends 6 Uhr mit Vertheilung der Preise endigen wird.
- 8) Um an allen Punkten die mögliche Ordnung zu erhalten, werden einige Bürger aufgestellt, welche zugleich jedem Festbesucher über Wünsche zc. Auskunft erteilen.
- 9) Auf dem Festplatze wird von der hier anwesenden Schauspieler-Gesellschaft unter der Direktion von Louis Collot ein großes Schauspiel aufgeführt werden, welches um 5 Uhr seinen Anfang nimmt und worüber der erscheinende Theaterzettel das Nähere anzeigt.
- 10) Abends ist Ball.

Zu diesem Volksfeste, welches auf einem der schönsten Punkte am Eingange der Bergstraße abgehalten wird, ladet freundlichst ein:

das Festkomitee.

Gedruckt bei C. F. Brahl in Heidelberg.

Für uns geht daraus hervor, einestheils wie stolz die Wieslocher auf ihre der Wildnis abgerungene neue Schöpfung waren und andererseits, wie beliebt der Markgraf Wilhelm von Hochberg als Kriegsheld und Staatsmann, wie auch als Förderer der heimischen Landwirtschaft damals bei der ganzen Bevölkerung war. Er muß in der That einer der volkstümlichsten Männer gewesen sein.

Die bestehende kleine Anlage mit reicher Aussicht befindet sich jetzt als eine Bierde auf dem Gelände der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch und ist dadurch dem allgemeinen Zutritt entzogen. Sie wurde in die Sammlung von Kriegerdenkmälern und Soldatengräbern der badischen „Landesberatungsstelle für Kriegererehrungen“ als Beispiel einfacher, aber würdiger Gestaltung aufgenommen.

Otto Speer / Der alte Bauerngarten.

Auf Schritt und Tritt zeigt sich uns das innige Verhältnis des Volkes zu seinen Blumen. Selbst in den Kleingärten, bei deren Anlage doch der Nutzen ausschlaggebend ist, findet es ein Plätzchen für seine Lieblinge, und noch in den Steinwägen der Städte grünen uns von überall her Blumen, in deren liebevoller Pflege das entwurzelte Geschlecht sein Heimweh nach der Scholle füllt. Es ist erfreulich, daß dabei das Interesse sich wieder den alten Bauernblumen zuwendet, die von den Vorfahren durch Jahrhunderte gehegt und betreut wurden, daß auch in den städtischen Gärten und in den Kleingärten die alten Bekannten wieder auftauchen, die uns vom Bauerngarten her lieb und vertraut sind. Indem die lebende Generation die alten Blumen pflegt, weil die Eltern und vor ihnen viele Geschlechter sich daran freuten und sie zur Familie rechneten, wird eine alte Tradition lebendig weitergeführt. Dieses Bewachsensein mit dem Leben und den Anschauungen vieler Generationen gibt den alten Blumen ihren unvergänglichen Zauber und schützt sie davor, von den neu auftauchenden, farbenfreudigeren und auffälligeren Artgenossen verdrängt zu werden. Das Volk hat sie in sein Herz geschlossen, der Volksglaube und -aberglaube webt sein geheimnisvolles Wundergewand um sie, das Volkslied singt von ihnen, alte Sitten und Gebräuche machen sie dem Volke teuer, die volkstümliche Heilkunde kennt und preist ihre wunderbare Wirkung. Wer den alten Bauerngarten und seine Geschichte kennt, der kennt auch ein gutes Stück der Kulturgeschichte uneres Volkes. Wir haben zahlreiche Arbeiten über diesen Gegenstand; vor uns liegt ein Werk: S. Christ, Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Schweiz und angrenzender Gegenden, mit einer farbigen und 20 einfarbigen Tafeln. Benno Schwabe & Co., Basel, das an Hand von Urkunden und Quellenstudien ein überaus fesselndes Bild der Entwicklung des Bauerngartens von der Zeit Karls des Großen bis auf unsere Zeit gibt. Obgleich Christ nur die Urkunden für die Schweiz heranzieht, gelten seine Ergebnisse doch für ganz Mitteleuropa, und Seitenblicke auf die angrenzenden Länder ergeben sich von selbst. Besonders für uns Badener ist das Buch von Interesse, da das dort Gesagte fast ausnahmslos auch für die Geschichte unerer Bauerngärten gilt.

Fehle (Badische Volkskunde) schließt aus dem Fehlen von Pflanzenmotiven in der ältesten germanischen Kunst, daß unsere Vorfahren keine Blumen in Gärten zogen und kein innigeres Verhältnis zu ihnen hatten. Die Römer brachten zwar während der mehr als zweihundertjährigen Besetzung Südwestdeutschlands nicht nur edle Obstbäume, Gemüse und Gewürzkräuter, sondern auch viele Blumen, aber nach ihrem Weggang verwilderten die Anlagen. Die alten, bis 500 zurückgehenden Volksgebräuche erwähnen bei Nennung des Gartens nur einige Obstbäume (Apfel und Birne); dazu kamen vielleicht noch Gemüse und Heilkräuter. Genaueres über den Garten erfahren wir erst aus dem Capitulare de villis Ludwigs des Frommen v. J. 812, der 72 Gewächse aufzählt, die der Gärtner in den Gärten der kaiserlichen Villen zu pflanzen hatte; in Gemüse: Salat, Endivien, Gelberübe, Mangold, Kohl, Rettich, Ackerbohnen, Erbse, Gurke, Kürbis, Zwiebeln, Schalotten. Kräuter: Fenchel, Anis, Dill, Liebstöckel, Schwarzer Senf, Rainfarn, Kümmel, Waid (als Farbstoff), Hauswurz u. Meerzwiebel, dazu die Rose die weiße Lilie, die Schwertlilie und den Mohn. Von Bäumen werden Apfel, Birne, Kirsche, Pflaume, Pfirsich, Quitte, Nispel, Speierling, Nuß-, Seven- und Maulbeerbaum nebst südlischen Sorten erwähnt. Und der von Eginhard 820 entworfene Klosterplan von St. Gallen zählt fast dieselben Pflanzen auf, von denen ein großer Teil den eisernen Bestand des Bauerngartens für die folgenden Jahrhunderte bildet. Aber zunächst werden alle diese Gewächse nur in den Gärten der kaiserlichen Villen und der Klöster angebaut, und es dauert Jahrhunderte, bis sie in die Gärten des Landvolkes kommen. Bei der Anlage der Gärten wie bei der Uebernahme der Pflanzen ist zunächst durchaus der Nutzen ausschlaggebend. Selbst die Rose und die Lilie erscheinen im Klostergarten unter den Heilpflanzen, und das Landvolk versteht noch heute die Kunst, Lilienöl gegen Brandwunden und Entzündungen herzustellen. Als Grabblumen bringen sie rasch ins Volk: Drei Lilien, drei Ästen, die pflanzt ich auf mein Grab; der Friedhof heißt Rosengarten, und wenn das Volkslied singt:

Im Rosengarten will ich deiner warten,
Im grünen Klee, im weißen Schnee.

so klagt diese Bedeutung dumpf-ahnungsvoll nach. Bald werden Rose und Lilie die Lieblingsblumen des Volkes, Walther v. d. Vogelweide nennt sie nebeneinander, im Volkslied erkönt ihr Preis immer wieder. Die Feuerlilie und die Schwertlilie kamen mit den Römern und ohne den Umweg über den Klostergarten, wohl direkt aus verwilderten Exemplaren in den Bauerngarten. Die Wurzel der Schwertlilie, die Beilewurz, wird, wie einst bei den Römern, so noch heute auf dem Lande den Kindern zum Kauen beim Zahnen gegeben. Der Hauswurz, dessen Anpflanzung das Capitulare dringend empfiehlt: „Und es soll der Gärtner auf seinem Hause die Jovis barba haben.“ als Hausmittel gegen Brandwunden, noch mehr gegen Feuergefahr, war sie in meiner Jugend noch häufig auf den Dächern zu finden. Die Meerzwiebel wird heute noch wie zur Zeit Karls des Großen als Zimmerpflanze gehalten, von ländlichen Heilkünstlern als Hausmittel bei Entzündungen hoch geschätzt.

In der Physica der hl. Hildegard, dieser Naturgeschichte der Rheinlande aus dem 12. Jahrhundert, hat sich der Gartenbestand bereits vermehrt, und wir dürfen annehmen, daß die Neuerwerbungen auch bald in den Bauerngarten kamen, wo sie sich zum Teil bis heute gehalten haben. Zwar ist das Weilchen selten im Bauerngarten, weil es der Bauer im Freien findet, und die Ringelblume, ehemals in allen Bauerngärten vorhanden, als Heilmittel geschätzt, auch Totenblume geheißen, wird heute als gewöhnlich empfunden. Aber in der Paeonie, der Pfingst- oder Gichtrose, deren schwere, tiefrote Blütenfügel einen starken und nicht gerade angenehmen Geruch ausströmen, nennt sie eine Lieblingsblume des Bauerngartens. Der Lavendel, mit dem noch unsere Großmütter den Wäschekorb parfümierten, die Melisse, der Wermut, der stark duftende Hopf sind aus den Bauerngärten fast vollständig verdrängt worden und sind verwildert. Vom Hopf legen die Bauernfrauen gern ein Blatt ins Gebetbuch „gegen den Kirchenhals“, behaupten böse Mäuler, gegen Uebelwerden, sagt Fehrl: auch wir Jungens hatten immer ein paar Salbeiblätter, Rosmarin- oder Wermutstengel im Gesangbuch und herohen sie während der Kirche. Der von Hildegard erwähnte Borchel ist auch heute noch ein Bestandteil des Küchengartens, die einst überall gepflanzte Melde ist aber fast vollständig vom Spinat verdrängt und gilt als Unkraut. Der Fuchschwanz wird als unentbehrlicher Bestandteil des geweihten Kräuter- oder Würzbüschels noch in manchen Gärten geduldet, obgleich er sich gerne selbst ausfüllt und lästig wird.

Aus Südeuropa, wo er wild wächst, kommt im 13. Jahrhundert der Goldlack zu uns, als Geelweide neben den bunten Buschnecken eine der beliebtesten Blumen im Bauerngarten; in echt volkstümlicher Wertschätzung nennt ihn Uhlend zusammen mit der Rose: „Und will ihre Tränen vertreiben, hinter Rosen und Gelbweide einstecken.“ Auch der blaue Nitterpomp stammt von dort: „Blaue Schleier, aus zartem Blütenzierat gewebt, läßt er durch den Garten wehen, dunkelblau, ver-schwiegene und lichte, die in Stimmelsbläue froh erglänzen.“ (C. v. Bodman im Bodenseejahrbuch 1921.) Die Malve oder Stodrose, schon bei den alten Griechen als Heilpflanze geschätzt, früher auch als Gemüse gepflanzt und, wie die Melde durch den Spinat abgelöst, hat sich wegen ihrer stattlichen Ercheinung und ihrer schönen, rosenartigen Blüten als Bierpflanze gehalten und behauptet ihren Platz ehrenvoll neben der schon früh aus Mexiko eingeführten Sonnenblume. Der Eisenbart, im Kindertlied „Blauer, blauer Fingerhut“ genannt, ist ein häufiger Schmuck des Bauerngartens, während der eigentliche Fingerhut (Digitalis) im Garten selten vorkommt, weil man im Garten nicht pflanzt, was man draußen genug haben kann. Aus diesem Grunde fehlen nicht nur der Hahnenfuß, sondern meist auch Schnee- und Maiglöckchen im Bauerngarten, während man die Schlüsselblume zunächst als Heilpflanze herein-nimmt; mundartlich heißt sie Vatenge, Mattengele; im schwäbischen Volkslied singt der verlassene Liebende: „Durch's Wiesental gang' ich na, Brech' lauter Vatenke durna.“ Auch die Aurikel ist aus der einheimischen Flora übernommen und war im 16. Jahrhundert sehr beliebt; heute ist sie etwas altmodisch geworden. Der zierliche Okele (aus Aquilegia, Wassersammler, weil in den gewölbten Blüten sich das Regenwasser sammelt), auch Elfen- oder Frauenstühle genannt, eine echte alte Bauernblume, wird wieder beliebt, seitdem es gelunnen ist, neben der einfachen Form auch langgespinnne Sorten zu züchten, die in allen Farben wie Orchideen an hohen Stäben schweben. Die bunten Löwenmäuler, die durch stets neue Farben von stärkster Leuchttrakt überraschen, fehlen wie die meist gefüllten Popoien und die Taufschönchen in keinem Bauerngarten. Dagegen scheint die Sternblume leider daraus zu verschwinden, auch die leuchtendroten Blutstropfen, auch die Gretel in der Hecke, deren hübsche, blaue Blüten von den gefüllten, grünen Blättern wie von einer Hecke umgeben sind, trifft man nur noch selten an. Die Mondviole, das Silberblättle oder der Judaspennig, deren Schotenwände nach der Reife durchscheinend sind und wie Silber glänzen, wird gerne als Schmuck im Zimmer aufbewahrt. Die Strohhblume, die im

Winter in den alten Vasen und altmodischen Gläsern der Biedermeierzimmer so hübsch aussteht, ist in den letzten Jahren wieder zu neuen Ehren gelangt. Vom Beginn des 17. Jahrhunderts dringen die Enacinten (Zinke), die Kaiserkrone, die Jerusalemli- oder brennende Liebe, der Krokus und vor allem die Tulpe aus dem Orient in die Herrngärten Mitteleuropas und von da in die Bauerngärten ein. Es begann, besonders in Holland, eine wilde Spekulation in Tulpenzwiebeln, so daß für eine Zwiebel 600, 800, 1000 und mehr Gulden bezahlt wurden, bis 1637 der große Krach kam. Der Markgraf Karl Wilhelm soll in seiner neuangelegten Residenzstadt Karlsruhe 5000 Tulpenorten gehabt haben. Wie die Tulpen auch in die Gärten weniger reicher Leute kamen, berichtet der Schweizer Zwingler in seinem Theatrum botanicum von 1744: „Vor wenig Jahren hat man in dem hochfürstlichen Garten zu Carlsruhe und gleichen allhie zu Basel (wo der Markgraf eine Besatzung hatte) viele tausend Tulpen mit Verwunderung gesehen, sodas nunmehr sehr viele andere Gärten durch F. S. D. des hochsel. Markgrafen Karls besondere Gnade und Beschenkung mit extraordinari Tulpen- und anderem Flor prangen können.“ Auch die Krokus, der Kleeber und der Abbarber sind aus der Türkei zu uns gekommen. Der Kleeber, dem gerne am Gartenzaun ein Platz eingeräumt wird, ist so heimlich bei uns geworden, daß er bereits im Freien wächst. Die alte, unscheinbare, aber herrlich duftende Refebe ist, wie die erst im 16. Jahrhundert von den Portugiesen aus Ostindien eingeführte Balsamine in allen Bauerngärten zu finden. Aus China stammen die Astern, aus Japan das Frauenherz oder fliegendes Herz, die sich in Bauerngärten völlig eingebürgert haben; ein alter Stock mit den gelblichen Rippen mit rosa und weißen Herzchen ist ein Staats- und Schmuckstück des Gartens.

Den Einwanderern aus dem fernen Osten folgen die Fremdlinge aus der neuen Welt. Die Sonnenblume ist bereits 1582 durch fast ganz Europa verbreitet. Die Dahlie aber, die 1784 aus Mexiko eingeführt wurde und in Karlsruhe erstmals geblüht haben soll, ist erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts in die Bauerngärten eingedrungen und war in den alten Formen heimlich geworden. Ihre etwas laute Pracht schien die alten, einfachen Blumen verdrängen zu wollen, aber diese haben sich neben ihr behauptet. Die japanischen Chrysanthem, Obelien, Denzien, die tiefblauen mexikanischen Lobelien, die samtene Petenien sind im alten Bauerngarten noch nicht zu finden und dringen erst allmählich ein, die leuchtenden Zinnien verschwinden bereits wieder daraus. Bäume gehören nicht in den Bauerngarten, sie haben ihren Platz im Baumgarten, auf der Wiese, die hinter dem Hause liegt; unter dem Steinobst sind auch heute noch altertümliche Sorten, und als Jungen haben wir noch Hahnenkriecherli und Ziberli gegessen, die auch Hebel im „Habermus“ erwähnt:

„Wenn der wieder kömmt, so kömmt der Ziberli über.“

Nur der Sevenbaum (Juniperus) wird seit uralter Zeit in einem Winkel geduldet; schon das Capitalax empfiehlt seinen Anbau, heute hat er am Palmsonntag die „Palmen“ zu liefern, die geweiht werden. Ueber den Baum herüber winkt der Hollender, der schweißtreibende Tee und Früchte zu einem gesunden Mus liefert; sein Holz liefert der Dorfjugend Knallbüchsen und Spritzen. Er ist im Capitalax nicht aufgezählt, obgleich er, wie kaum ein anderer Baum, dem Volke lieb und wert ist und im Liede gefeiert wird. Und Helderstock wird sogar als Rosenname für Bräutlaam verwandt, was beide ehrt; Hebel singt in der Wiese: „Meinich, i kenn die Helderstock, die chrisstige Burs nit?“ Am Gartenhaag fehlt selten der starkleuchtende Kapuziner, der über Spanien aus Peru eingewandert ist, auch die Winde und neuerdings die Wicke sind am Gartenzaun zu finden. Die Beete sind mit Buchs oder Zim-mergrün eingefaßt, einige rote oder schwarze Johannisbeersträucher (die gelben sind neu und stammen von Nordamerika), einige Stachelbeerbüsche, allenfalls ein Quittenbaum gehören in den alten Bauerngarten. Die Erdbeeren sind neue Einführungen, die Himbeeren und gar die Brombeeren fehlen im richtigen Bauerngarten ganz.

Der Bauerngarten ist nicht vollständig, wenn nicht von den Fenstern ein bunter Blumenflor herabarrüht. Gefüllte Nelken (Nägeli) beugen ihre duftschweren Blüten, die Geranien sind so allgemein verbreitet, daß es scheint, als ob sie immer schon dagewesen wären. Und doch sind diese Kapuziner erst seit 200 Jahren bei uns heimlich. Ebenio alt sind die roten Fuch-sien, die aus Amerika zu uns gekommen sind. Die hochgeschätzte Passionsblume, die aus Peru stammt, ist sehr begehrt, aber selten zu finden. Dagegen stehen die wohlriechende Myrthe und der Rosmarin häufig an den Fenstern, von jungen Mädchen liebevoll gepflegt, weil sie für die Hochzeit benötigt werden. Zu Hebels Zeiten scheint der Rosmarin häufiger als jetzt im Gartenbeet gestanden zu haben:

„Wer sprüzt mer alli Früeli mi Rosmari?
Es cha doch nit der Tau vom Himmel sy,
Sußt hätt' der Mangeld au si Sach,
Er steht doch au nit unterm Dach.“

Wir haben gesehen, wie sehr sich der einfache Garten aus der Zeit Karls des Großen verändert hat, wie er bunt und

leuchtend geworden ist, immer neue Gäste pöhen an den Bauerngärten, und die Bäuerin wehrt ihnen den Eintritt nicht. Sie hat im Laufe der Jahrhunderte vielen Neulingen ein Plätzlein eingeräumt, und mancher Alteingesessene hat seinen Platz räumen und auf die Schutthalde auswandern müssen

oder ist ganz verschollen. Aber sie hat doch ihre Dieblinge, auf die sie ungern verzichtet, auch wenn die Neulinge farbenprächtig einherziehen, und so hat sich mit der Zeit doch ein fester Bestand herausgebildet, der stehen bleibt, während die fremden Eroberer kommen und gehen.

Joh. Karl Kempf / Der Wüstmehger von Hasle.

Ein Charakterbild aus den sechziger Jahren vorigen Jahrhunderts.

„Wart' nur! Ich krieg dich schon“, so hörte man den Wüstmehger oft sagen. Aber nicht allein zu Schafhämmeln, Kälbern und andern Tieren sprach er so, sondern auch zu Menschen.

Der Wüstmehger hatte seinen Spitznamen nicht umsonst. Sein Geschlechtsname war gut bürgerlich, warum er aber der „Wüstmehger“ genannt wurde, sollen wir bald erfahren.

Dort hinten am Graben, wo ehemals die Festungsmauern des fürstbergischen Städtchens durchzogen, wohnte er in den sechziger Jahren. Schon lange tut ihm kein Zahn mehr wehe. Die Wohnung für ihn und seine Ehehälfte — Kinder waren nicht mehr da — war ein niederes, einstöckiges, blutrot angestrichenes Häuschen. Rechts von der Haustür befand sich der kleine Mehgerladen mit einem großen Fenster, von dem außen ein Laden zum Aufschlagen, ein sogenannter Futterladen, herabhing. Ein alter, verlotterter Schellenzug mit einer schreitig tönenden Glocke war am Eingang angebracht. Als Schild und zur Anlockung der Kunden hing an der Tür ein dreifarbiger Wüstmehgerhut, ein sogenanntes Wüstmehgerhut, drei bis vier kohlraben-schwarze Wüstmehgerhüte an dem gelblich-violett schimmernden Auslagefenster. Im Verkaufslot drinnen war lustig wie viel zu sehen. Mit Glücksquatern konnte der Wüstmehger nicht prahlen, froh schon, wenn er soviel besaß, seinen unbändigen Durst zu löschen und die Polizeistrafen wegen Rumorens, Händelns und Schlägereien zu bezahlen. Fluchen konnte der Fleischer wie ein Türk und schreien wie ein Bessener. Sein Weib, eine etwas dicke, kleine, unbeholfene, ältere Person, mußte viel mit ihrem widerhaarigen Ehegesponst austreten. Noch heute kann ich mir die arme Frau vergegenwärtigen, wie sie aus der gegenüber der „Mehger“ liegenden, durch den Hausganga getrennten ärmlichen Wohnstube beim Anklauen daherhumpelt und sich am Ausschneiden der Hammelsteulen abmüht.

Schafe und junge Geißle, das war die Spezialität des Wüstmehgers. An's Großvieh wagte er sich schon lange nicht mehr; dazu hatte er weder Geld noch Kredit. Die Bauern in der ganzen Umgegend kannten den kurzen, breitschulterigen, robusten, struppigen Mann, und wenn er in seinem blauen Leberhemd und mit seinem Farrenschwanzstock in der Hand auf's Gai ging, so sprangen die Kinder in den Dörfern von der Straße heim und riefen warnend: „Muater, Muater, der Wüstmehger kommt!“

Wenn der Mehger so allein durch die einsamen Täler und Berge zog und sah, wie sich ein unschuldiges Lämmlein hin und da ein wenig verirrt hatte und deshalb eines Leiters bedurfte, o, da schlug das Herz des Wüstmehgers so erbarmungsvoll, und er war derjenige, der half. Wenn ersahen er als Retter in der Not, in seinen Bart hineinmurmelt: „Wart', ich krieg dich schon!“ Ja, und wenn dann so ein dankbares Schaf ihn lieb gewann, ihm nachließ und nicht mehr von ihm ließ, so sagten böse Menschen: „Der Wüstmehger kriegt die Hammel umsonst, kein Wunder, wenn er das Fleisch so billig verkaufen kann.“

Freilich, unheimlich billig war's oft. Mit Stentorstimme schellte der Stadthote, der Staberle, mehr wie einmal aus: „Bim Wüsten Mehger kostet hüt das Pfund Hammelfleisch nur 3 Krüher.“ (9 Pf.)

Ein großes Brett mit Haken, am Hause angemacht, und ein breiter Holzschragen waren die hauptsächlichsten Hilfsmittel. Beim Schaben eines abgebrühten Schweines flogen die Sauborsteln untr so davon, zur großen Freude der zuschauenden Jugend. Sie stritt sich um die Borsten; denn je mehr einer gesammelt hatte, desto größer der Erlöss bei dem Bürstenbinder des Städtchens. Also selbst den Sauborstelhandel betrieb die erfinderische Jugend.

Beim „Wüsten Mehger“ hießen aber nie viel Schweinsborsten ab, denn er war, wie gesagt: nur ein Kämmer- und Weissenmörder.

Einmal verbat sich der Bauer eines kleinen Seitentälchens ganz entschieden die Liebeshwürdigkeit des Wüstmehgers gegen seine Kämmer. „Was kann ich dafür“, erwiderte er gleichgültig, „wenn die Viecher mich lieben und mir nachlaufen?“

„Ja, meint darauf der Bauer zutreffend, „aus Liebe frist der Wolf das Schaf.“

Die Polizei, die aber Wink davon erhielt, faßte die Sache ernster auf und beschloß: Nicht die Kämmer wären dem Wüstmehger nachgelaufen, sondern er ihnen. So ganz glatt für ihn muß es damals nicht abgelaufen sein. Der Groschenstand des Mehgers blieb einige Zeit geschlossen. — „Wart', ich krieg dich doch!“ war später seine weitere Lösung. Wen er aber jetzt damit meinte, wußte niemand.

Der Wüstmehger gehörte zwar nicht zu den Nebberabefibern, aber mißstimmt war er heute doch auch. Schon beim Morgengrauen ging er auf's Gai, und nichts Gutes ließ seine böse Laune ahnen. „Der wird heut' wieder schön heimkommen“, meinte seine Frau betrübt, als er die kleine Steintreppe hinunterstieg.

Talab, talab, bergan, bergab wanderte der Wüstmehger. Beim Vorderbauer, beim Baberater in Welschbollenbach, im Dobel, in der Mühle, überall sprach er vor, aber nichts konnte er erhandeln! Die Bauern waren störrisch. War's wohl von wegen des Nachlaufens der Kämmer? Wer weiß es?

Kurzum, unverrichteter Sache, also nach einem „Mehgergange“ in des Sprichworts wahrster Bedeutung, kehrte unfer Held auf dem Heimwege tiefbrümmbärtig noch in der „Blume“ in Schnelllingen ein.

„Ne Schoppen Babenvierer, Blumenwirt!“
„Woher des Weas, Mehger?“ fragte der Wirt verärgert.
Keine Antwort. „Man wird doch noch fragen dürfen, Mehger.“

„Wart' nur, ich krieg dich schon!“ brummte er jetzt.
„Seid doch nicht so wunderbar, Mehger! Ist euch heut' was Besonderes über's Leberle g'laufen?“ frag der Wirt weiter.

„Ihr habt doch heut' nicht geherstet, Mehger?“ meinte ironisch der frumme Mausertoni, der an der andern Tischdecke vor einem Gläschen Pflaumschnaps saß.

„Was, Herbst? So, du willst mich auch noch foppen? Schone deine Rippen, Toni!“ fuhr der Mehger auf.

„De“ erwiderte der Mausertoni gelassen, „ich hab' nur gemeint.“

Während beide so dasaken, kamen noch zwei andere Haslacher, ein Obsthändler und ein Fischhändler, herein. Auch sie gehörten nicht zu den Schweigenden, es müßten ja keine Haslacher gewesen sein, aber der Fischhändler, ein kleines Männchen, übertraf alle an Mundwerk. Er gehörte durchaus nicht zu der Abstinenzlern, und wenn er etwas spürte, so knatterte seine Revolver-schnauze an einem fort wie Trommelfeuer. Ja, da hatten sich die richtigen Brüder gefunden, keine Marischorder hätte sie besser zusammenführen können. Bald ging der Spektakel los, und das Stacheln herüber und hinüber erweiterte sich zu Händel und schließlich zu Tätlichkeiten. Wild, ganz wild wurde der Wüstmehger. Gläser stieß er um, Stuhlbeine flogen herum und der Wein floß auf den Boden.

Da trat der Polizeidiener, ein schon etwas älteres Männchen, in die Wirtsstube, um Ruhe zu stiften. Als er den Wüstmehger erblickte, war dem Polizeimann die Lage sofort klar. Der Wüstmehger mußte der Anstifter des Streiks sein, und deshalb wurde er als Ruhestörer im Namen des Gesekes verhaftet.

„Na“, dachte der Blumenwirt besorgt, „heut' wird's erst was abgeben; denn der Polizeidiener ist sein Freund nicht, schon wegen der nachgelaufenen Schafhämmel.“ Aber zum großen Erstaunen aller wurde der Wüstmehger ruhig und ließ sich von dem Säbelmann ohne Widerstreit arretieren. Nacht war es unterdessen geworden, tiefe Nacht, und fort ging's, Hasle zu. Dort sollte der unbändige Mehger im Wachtbause oder „Marrenhütle“, wie es gewöhnlich die Haslacher nennen, abgeliefert werden. Das Dorf Schnelllingen und die Stadt Haslach verband damals eine große hölzerne Brücke über die Kinzig, an der Stelle, wo jetzt die unschöne, die Gegend verschandelnde eiserne Bogenbrücke steht. Wildbrausend und tosend stuteten die Wellen des hoch angeschwollenen Bergflusses. Graufen erregte sein Anblick bei der fahlen Beleuchtung des durch die Wolken sich ab und zu brechenden Mondes. Sicherer Tod jedem Lebewesen, das in die unbarmherzigen Arme der schäumenden und gischenden Flutwellen fiel. Als beide die Mitte der Brücke erreicht hatten, blieb der Wüstmehger plötzlich stehen, packte den Polizeimann fest mit beiden Armen und hob ihn über das nicht hohe Brückengeländer hinaus. „Sag', daß du ein Schuft bist“, schrie der Mehger dabei, „oder ich lasse dich in die Kinzig fallen.“ Dem Polizeidiener stockte der Atem. Das Schreckliche sah er vor Augen; es galt kein Bestimmen.

„Ich bin . . . bin . . . bin ein Schuft“, stammelte er. „Gut“, sagte drauf kalt der Wüstmehger, indem er den verdatterten Polizeimann wieder hereinzog und auf den Brückenboden stellte, „geh' heim, du, geh'! Von einem Schuft lasse ich mich nicht arretieren.“

Befriedigt watschelte dann der Wüstmehger dem Städtle Hasle zu.

Hanns Baum / Gumme-Nanne.

Sie ist längst tot. Wird entweder im Glotter- oder Suggental auf einem der Friedhöfe ruhen, und kein Mensch erinnert sich ihrer dort in der Heimat. Denn wenn einer gestorben ist, dann wird er auch bald vergessen. Wenigstens die Menschen, die abseits vom Wege gewohnt und gelebt haben. Nun weiß ich nicht recht, ob Gumme-Nanne wirklich schon ganz aus dem Gedächtnis ihrer Landsleute entschwunden ist. . . ich glaube doch, daß sich mancher dieser Frau erinnern wird, wenn die Sprache auf sie kommt. Im übrigen legen die Einheimischen solchen Frauen keine besondere Wichtigkeit bei, und nur der Fremde sieht in ihnen mehr als ein Durchschnitts-Geschöpf. Mir galt sie als ein Original, das schon verdient, den Lesern vorgeführt zu werden.

Ihr müßt mir zum Kandel folgen, zu jenem schön geformten Berg bei Baldkirch, wo die bekannten Drehorgeln und modernen Musikinstrumente fabriziert werden, die in ganz Deutschland verbreitet sind. An den Hängen dieses Kandels liegen, malerisch zerstreut, einzelne Höfe, die ihre eigenen Namen tragen: sie sind zusammengesetzt aus den Namen des Hofeslandes und des Besitzers oder der Besitzerin. In unserem Fall hieß also Gumme das Gewinn, auf dem das Haus steht und Nanne wäre der Name unserer Heldin, die für uns aber Gumme-Nanne heißt. Als Kind hütete sie mit anderen das Vieh, ging auch gelegentlich einmal, wenn es nichts Wichtigeres daheim zu tun gab, in die Schule, lernte aber nicht allzuviel und brauchte nach dem ersten Jahre überhaupt nicht mehr hinein. Das Mädchen war von Hause aus ein „kerngesunder Broden“, wie man zu sagen pflegt; es war sehr früh entwickelt, und es ist dort zu Lande üblich, daß solche Kinder nicht mehr zur Schule brauchen. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob das Mädchen froh oder unglücklich über dieses Ereignis war. . . jedenfalls war ihm die Schule nicht das Wichtigste in seiner Jugend gewesen, da es sonst hätte wirklich schreiben und lesen lernen müssen. Vor fünfzig Jahren waren die Schulverhältnisse auf dem Lande und besonders im Schwarzwald doch noch ein wenig anders, als sie es heute sind, und es kam nicht darauf an, ob es ein paar Analphabeten mehr oder weniger gab.

Gumme-Nanne war nicht besser und nicht schlimmer als andere Mädchen. Was man in anderen Gebieten des Landes vielleicht verurteilen möchte, war hier selbstverständlich; was irgendwo unmaßlich war, war hier gestattet. Es gab bald Gelegenheit, sich verwandten Seelen anzuschließen und mit einander jene kleinen Vergnügungen zu besuchen, die meistens mit einem Tänzerchen beschlossen wurden. Da fand sich dann bald auch zu unserer Nanne ein Burische, der das lebenslustige Geschöpf heimbrachte und sich, je nach Umständen, mit ihm gelegentlich wieder traf. Es wäre sehr dumm, wollte man hier von falscher Moral und von falscher Scham sprechen. Wer jene Gegend nur einigermaßen kennt, wird wissen, wie man dort über solche Beariffe denkt. Und so war es denn keineswegs eine Schande, wenigstens wurde es von den Eltern des Mädchens nicht als solche angesehen, als eines Tages ein kleines Knäblein neben Nanne sein Stimmchen probierte, ob es kräftig genug sei, gehört zu werden.

Der Vater war ein Knecht in der Umgegend, und seine Beziehungen zur Nanne wurden von diesem Geschehen an immer inniger und tiefer, was sehr leicht aus der Tatsache zu schließen ist, daß er dem geliebtesten Wesen ein Kind nach dem andern schenkte. Und als Nanne fünfundzwanzig Jahre zählte, hatte sie einen Kreis von fünf Kindern um sich. Doch nun sah auch sie ein, daß es vorerst genüge, und es war ja auch höchste Zeit geworden, an die Hochzeit zu denken. Nannes Eltern waren mittlerweile gestorben; die junge Mutter blieb auf dem Hofe zurück, nahm den Vater ihrer Kinder zu sich und begann sich nun auf sich selber. Seither hatte sie nicht viel Zeit dazu gehabt: die Kinder hatten ihr doch allerlei Arbeit verurteilt. . . und wenn ihre Mutter auch eine treue Helferin gewesen war, Nanne dachte an sich selbst zuletzt. Diese Resignation änderte sich nun mit einem Schlage. Sie hatte mit ihrem Manne eine ernste Aussprache, in der sie betonte, daß sie doch eigentlich noch gar nichts vom Leben gehabt habe, und daß es doch nicht mehr als recht und billig sei, wenn sie sich draußen ein wenig umtue. Er habe ja sein Vergnügen gehabt, und er könne nun zeigen, ob er wirklich etwas von der Kindererziehung verstehe. Denn sie werde das Haus nun manchmal auf längere Zeit verlassen müssen: sie werde mit Kleinwies handeln, mit Herfischen, mit Kälbern, mit Schafen und Riegen, und zwar auf der Strecke von Baldkirch bis nach Dahr. Von Zeit zu Zeit werde sie heimkommen, um nach dem rechten zu sehen. . . und zur Kandelsfilwe da käme sie ganz bestimmt. Da wollten sie dann miteinander lustig sein, und sie wolle so ihr Tanzbein schwingen, daß sie den handgeschmückten Hammel heimnehmen könne.

Wie gesagt, so getan! Der neue Herr auf dem Gummehofe säte sich den Bestimmungen seiner Frau, da er noch immer auf dabei gefahren war. Und da er wußte, daß sein Wille nun doch keine rechte Gültigkeit mehr hatte, gab er seiner holdseligen Trauten den Segen und wandte sich mit Eifer der Er-

ziehung seiner fünf Kinder zu. Gumme-Nanne betrieb ihren Handel nicht ohne Erfolge. Konnte sie auch nicht lesen und schreiben, so hatte sie es doch hinter den Ohren, und keiner vermochte sie über's Ohr zu hauen. Sie hielt ihr Wort und kam heim, wenn es an der Zeit war. Sie fehlte auf keiner Kandelsfilwe; sie tanzte alle in Grund und Boden, erwarb sich häufig den handgeschmückten Hammel und holte recht gründlich nach, was sie bis zum fünfundzwanzigsten Lenze hatte veräußern müssen. Doch eines Tages ließ sie der liebe Herrgott, der ihrem Treiben nicht ohne Lächeln zugeesehen haben mag, von einem hochbeladenen Heuwagen rutschen, damit sie sich einen Fuß bräche, der es ihr in Zukunft unmöglich machte, große Reisen zu unternehmen oder gar zu tanzen noch. Nanne nahm diese Fügung des Himmels genau so ruhig hin, wie sie ihren Kindern das Leben gegeben hatte. Sie besorgte den Haushalt, ihr Mann ging den Acker- und Feldgeschäften nach, die Kinder wurden größer, traten irgendwo in Dienst; die Knaben lernten ein Handwerk, die Mädchen brachten, als es Zeit war, wieder kleine Kinder mit ins Haus, bis es in den Räumen des Hofes stiller und stiller ward.

Und just um die Zeit, da sich im dunkeln Haar der Nanne einige Silberfäden hinterlistiger Weise eingeschlichen hatten, klopfte ich an die Tür der eigenartigen Frau. Sie lächelte mich an, als ob wir gute Bekannte wären, und sie fand gar nichts dabei, als ich von meiner Absicht sprach, sie kennen zu lernen; sie hieß mich willkommen, wuschte mit ihrer nicht ganz sauberen Schürze die Tischbank ab und hieß mich setzen. Die Stube, in der wir uns befanden, war der Raum, worin sie sich tagsüber aufzuhalten pflegte. Sie teilte ihn mit ihren kleinen Freunden: den Hühnern und den beiden Schweinchen. Sie machte keinerlei Anstalten, diese bunte Gesellschaft hinauszujaßen, und es wäre auch schade gewesen, wenn sie es getan hätte. Mich störten sie nicht. Die alte Nanne humpelte wirklich. Als ich sie darauf ansah, lachte sie mit ihrem breiten Gesicht und erzählte mir ihre Leidensgeschichte. Ein wenig sei sie doch traurig gewesen damals, daß sie nicht mehr habe tanzen können. . . schon wegen des handgeschmückten Hammels. Und als sie erst ins Erzählen kam, stand der Mund nicht mehr still. Zwischendurch hatte sie mir ein Mahl aufgesetzt. Ich bitte, nicht zu erschrecken: der Wasserweg zählte wenigstens acht Tage; das Messer, mit dem ich das Brot schneiden sollte, trug vorhinflutliche Spuren eines Weipers; die Butter teilte das Schicksal des Bocks. . . und so kann man sich auf eine Vorstellung von meinem Appetit machen, mit dem ich das alles aß. Ich trank nur ein Gläschen Milch, die ganz gut war.

Und Nanne erzählte und erzählte. Freimütig berichtete sie das, was wir bereits wissen. Dann holte sie aus ihrem Schlafgemach einen kleinen Handkorb, den ich als ihren Schreibsekretär bezeichnen möchte, da er alles enthielt, was man zum Schreiben braucht. Sie hätte ja nicht gewußt, was anfangen damit; aber ihre Schwester, die einen Steinwurf weit von der Nanne wohnte, die konnte lesen und schreiben. Die hatte ihre Dienste der Unkundigen zur Verfügung gestellt, wenn es nötig war. Unter den Briefen, die sie von ihren Kindern bekommen hatte, befand sich auch ein Schreiben vom Kabinet des früheren Großherzogs von Baden, das der Nanne geschrieben hatte, ihr Besuch bei dem Landesherren sehr angenehm. Nanne ging damals als Kürsprecherin für eine Freundin nach Karlsruhe, um deren ältesten Sohn vom Militärdienst zu befreien. Von ihrer Reise nach der Landeshauptstadt wußte sie gar manches Erzählliche zu erzählen. Jenen Besuch habe sie weiblich ausgenutzt, u. a. habe sie sich auch photographieren lassen; denn sie sei in Tracht gegangen, und man habe sie nicht wenig beachtet.

Während ihrer Erzählung hatten sich die beiden Tierchen mit den Ringelschwänzen zu den Füßen ihrer Herrin gelegt; die Hühner konnten sich und es lag ein stiller Sonntagstriede über dem seltenen Idyll. Als sie nichts mehr zu sagen wußte, wollte ich sie verlassen. Allein sie hat mich, noch ein Weilchen zu bleiben. Sie hinkte eine Treppe hinauf, die zum Boden führte. Kam aber gleich wieder herunter und hatte in der Hand eine Mundharfe. Die setzte sie an ihre Lippen, blies eine Polka darauf und tanzte dazu in der Stube herum. Hühner und Schweinchen hatten sich gleichfalls erhoben und schauten dem Treiben der Frau zu, die sich endlich ermüdet auf einen Stuhl sinken ließ. Man wird mich wohl verstehen, wenn ich nicht mehr ganz ernst bleiben konnte. Ich biß die Zähne aufeinander, um nicht laut lachen zu müssen, gab ihr die Hand zum Abschied und verließ das Haus. Nanne blieb in der Haustür stehen, sah mir noch lange nach, bis ich ihren Augen entschwunden war. Ich warf mich in das duftende Gras, lächelte mich hier kräftig aus und dachte über dieses Weib lange nach. Ein mächtiger Tannenbaum beschützte das Haus. Ich verabschiedete mich mit der Nanne und knüpfte allerlei Betrachtungen daran, die indessen nicht standhalten mochten.

Wenige Jahre nach meinem Besuch ist die Gumme-Nanne gestorben. Ihr Andenken lebt fort in mir, denn wir können Menschen, die uns als eigenartig erschienen, nicht vergessen.